

**Zeitschrift:** Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

**Band:** 14 (1941-1942)

**Heft:** 12

**Artikel:** Aus meiner Schülerzeit

**Autor:** Hesse, Hermann

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-852695>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 06.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Die Welt verändert sich rasch. Sie stellt an den Menschen immer neue Anforderungen. Der Lehrplan darf nicht erstarren; die Schule muß sich parallel zur Außenwelt fortentwickeln. Wenn ich sie vorhin gegen den Vorwurf der Weltfremdheit in Schutz nahm, so meinte ich nicht, daß sie der Verpflichtung entbunden sei, ihren Geist und ihren Lehrplan den Erfordernissen der Zeit anzupassen.

Ich habe z. B. darunter gelitten, daß ich als diplomierter Ingenieur aus der Hochschule entlassen wurde, ohne irgendwelchen Unterricht in der Buchhaltung erhalten zu haben. Es ist für die Laufbahn des Technikers ein ernstliches Hindernis, wenn er erst später feststellen muß, daß jede seiner Handlungen finanzielle Auswirkungen hat, die er nicht ermessen kann, weil er sie zu berechnen und zu kontrollieren nicht gelernt hat. Die Schule ist vielleicht zum Teil mitverantwortlich dafür, daß der akademisch Gebildete den Buchführer mit ungerechtfertigter Herablassung ansieht.

Am Beispiel dieses von der Schule stiefmütterlich behandelten Faches sehen wir, wie sie gelegentlich Dinge von elementarer und allgemeiner Bedeutung vernachlässigt. In solchen Fällen mag sie ein leiser Vorwurf treffen, daß sie in ihrer Weltabgeschiedenheit vergessen hat, uns für den Kampf ums Dasein genügend auszurüsten. Uebrigens beruht die Abneigung des Intellektuellen gegen die Buchführung auf einem unberechtigten Vorurteil. Wenn wir uns z. B. in die Geheimnisse des Budgets und der Budgetkontrolle vertiefen, so entdecken wir in der modernen Buchführung eine außerordentlich interessante Wissenschaft. Zudem könnte in der Schule etwas von den philosophischen Hintergründen des Rechnungswesens gesagt werden. Da wir in Franken zählen und zahlen, dürften wir uns mit dem Wesen der Währung befassen. Wir versuchen in der Schule die Natur

der Elektrizität zu ergründen, doch wird uns nicht gesagt, was das Geld ist. Die Jugend würde nicht nur mit Nutzen, aber auch mit gespannter Aufmerksamkeit erfahren, was ein Staatshaushalt, was Inflation und Deflation sind. Das sind Dinge, in denen die Lehrerschaft ihre eigene Bildung ergänzen sollte.

Es liegt im Zuge der Zeit, daß die Jugend sich für Wirtschaftsfragen interessiert. Sie überholt hier ihre Lehrer, und dagegen müssen sich diese wehren. Die moderne Schule muß sich klarer darüber bewußt werden, daß jeder Mensch ein Stück Wirtschaft ist. Jede Handlung ist Schaffen oder Verzehren. Geld ist kein Naturereignis, sondern eine menschliche Erfindung zur Versorgung eines Jeden mit Kaufkraft. Geld mag ein Reichtum sein für denjenigen, der es hat; für die Volksgemeinschaft ist es nichts als das Organisationsmittel der Wirtschaft. Die Lehrerschaft muß sich mit Finanz und Nationalökonomie befassen, wenn sie der Student nicht überflügeln soll.

Der hochspezialisierte Mensch, der die Schule verläßt, muß gelernt haben, daß er auf Kooperation angewiesen ist. Er muß kameradschaftliche Zusammenarbeit geübt haben. Er soll ins Leben treten als Staatsbürger, der sich der Aufgaben bewußt ist, die er als aktives Mitglied des Gemeinwesens zu erfüllen haben wird. Die Rechte und Pflichten die ihm aus unserer Staatsverfassung erwachsen, sollen ihm klar und verständlich sein. Daß das Parlament eine nützliche Institution der Demokratie ist als Clearingstelle der Interessen aller Schichten unseres Volkes, muß er wissen. Daß die Parteien sich als legitime Vertreter dieser Schichten zu bewähren haben, indem sie ins Bundeshaus den guten Willen zu einem vernünftigen Ausgleich ihrer Belange mitbringen.

Die Jugend soll das Leben anfangen mit einem starken Willen zu sozialer Gerechtigkeit.

## Aus meiner Schülerzeit

VON HERMANN HESSE

**Vorbemerkung der Redaktion.** Im Rahmen der im S. Fischer Verlag, Berlin, zur Veröffentlichung gelangenden „Gesammelten Werke“ publizierte Hermann Hesse auch ein Erinnerungsbuch „Gedenkbücher“. Hesse erzählt darin von seinem Vater, seinem Bruder, seinen Freunden, von den Begegnungen, Landschaften und Wohnstätten seines Lebenskreises. Nicht „Dichtung und Wahrheit“, strenge, sachliche und wahrhaftige Wiedergabe der Wirklichkeit charakterisiert Hesses Erinnerungsbuch, in dem uns der Verfasser einen Blick in sein persönliches Dasein, insbesondere in seine Jugend, gewährt und mit der gütigen Weisheit des Alters das Gesetz seines Lebens deutet. Wir freuen uns dank des Entgegenkommens des Fischer-Verlages autorisiert zu sein, unseren Lesern das besonders interessante Kapitel, das Hesses Schülerzeit behandelt, zur Kenntnis bringen zu können.  
Die Redaktion.

Zweimal während meiner Schülerjahre habe ich einen Lehrer gehabt, den ich verehren und lieben konnte, dem ich ohne Sträuben die höchste Autorität zugestand und der mich mit einem Augenzwinkern lenken konnte. Der erste hieß Schmid und war Lehrer an der Calwer Lateinschule, ein bei allen andern Schülern sehr unbeliebter, als streng und bitter, übellaunisch und unerbittlich gefürchteter Lehrer. Wichtig wurde er mir dadurch, daß in seiner Klasse (wir Schüler waren zwölfjährig) der Unterricht im Griechischen begann. Wir Schüler einer kleinen halb ländlichen Lateinschule waren an Lehrer gewöhnt, die wir entweder fürchteten und

haßten, denen wir auswichen und die wir belogen, oder die wir belächelten und verachteten. Macht besaßen sie, daran war nicht zu zweifeln, eine gewaltige, durch nichts verdiente, oft furchtbar und unmenschlich mißbrauchte Macht — es kam damals noch häufig vor, daß das Aufdiehändeschlagen oder Andenohrenreißen bis zum Blutfließen betrieben wurde —, aber diese Lehrermacht war lediglich eine feindliche, gefürchtete und verhaßte. Daß ein Lehrer dadurch Macht besitzen könne, daß er hoch über uns stand, daß er den Geist und die Menschlichkeit vertrat, daß er uns Ahnungen einer höhern, reinern Welt in die Seelen senkte, das hatten wir bei all unsern Lehrern in den unteren Klassen der Lateinschule noch nicht erlebt. Wir hatten einige gutmütige Lehrer kennengelernt, die sich selber und uns die langweilige Schule dadurch erleichterten, daß sie fünfe grade sein ließen und durchs Fenster spazierenblickten oder Romane lasen, während wir irgendeine schriftliche Aufgabe voneinander abschrieben. Wir hatten auch böse, finstere, wütende, tobsüchtige Lehrer kennengelernt, von welchen wir an den Haaren gerissen und auf den Kopf geschlagen wurden — (einer davon, ein besonders ausgewachsener Wüterich, pflegte seine Strafreden an schlechte Schüler dadurch zu begleiten, daß er seinen schweren Hausschlüssel im Takt auf den Kopf des Schülers schlug). Daß es auch Lehrer geben könne, welchen der Schüler bezaubert und gerne folgt, für die er sich gern anstrengt, denen er sogar Ungerechtigkeiten und Launen zugute hält, denen er für die Erschließung der höheren Welt dankbar ist und Dank abzutragen trachtet — diese Möglichkeit war uns bisher unbekannt geblieben.

Und nun kam ich zu Professor Schmid in die vierte Klasse. Von den etwa fünfundzwanzig Schülern dieser Klasse hatten sich unser fünf für die humanistischen Studien entschieden, sie hießen „Humanisten“ oder „Griechen“, und während die übrige Klasse profane Lektionen wie Zeichnen, Naturkunde und dergleichen betrieb, wurden wir fünf von Professor Schmid ins Griechische eingeführt. Der Professor war keineswegs beliebt; er war ein kränklicher, bleich, versorgt und bitter blickender Mann, glatt rasiert mit dunklem Haar, meist ernst und streng gesinnt, und wenn er einmal witzig war, so war sein Ton sarkastisch. Was mich eigentlich, entgegen dem allgemeinen Urteil der Klasse, für ihn gewann, weiß ich nicht. Vielleicht war es der Eindruck seines Unglücks. Er war kränklich und sah leidend aus, hatte eine kranke, zarte Frau, die beinahe niemals sichtbar wurde, und lebte im übrigen, wie alle unsere Lehrer, in einer schäßigen Armut. Irgendwelche Umstände, wahrscheinlich die Krankheit seiner Frau, hinderten ihn daran, gleich den andern Lehrern sein schmales Einkommen durch das Aufnehmen von Pensionären zu verbessern, und dieser Umstand gab ihm schon

einen gewissen Anstrich von Vornehmheit den anderen Lehrern gegenüber. Dazu kam nun das Griechische. Wir fünf Auserwählten unter den Mitschülern kamen uns immerhin wie eine geistige Aristokratie vor, unser Ziel waren die höheren Studien, während die Mitschüler zu Handwerkern oder Kaufleuten bestimmt waren — und nun begannen wir also diese geheimnisvolle, alte Sprache zu lernen, noch viel älter, geheimnisvoller und vornehmer als das Latein, diese Sprache, welche man nicht lernte, um Geld zu verdienen oder um die Welt reisen zu können, sondern nur um mit Sokrates, Plato und Homer bekannt zu werden. Von dieser Welt war mir dies und jenes schon bekannt denn das Griechische und die Gelehrsamkeit waren auch schon meinen Vätern und Großvätern vertraut gewesen, und in den Schwabschen „Sagen des klassischen Altertums“ hatte ich längst schon den Odysseus und Polyphem, den Phaethon und den Ikarus, die Argonauten und den Tantalus kennengelernt. Und in unserm Lesebuch, das wir seit kurzem in der Schule benutzten, stand zwischen lauter ziemlich prosaischen Sachen einsam wie ein Paradiesvogel ein wunderbares Gedicht von Hölderlin, das ich zwar nur halb verstand, das mir aber unendlich süß und verführend klang und dessen geheimen Zusammenhang mit der griechischen Welt ich dunkel empfand.

Leicht machte uns dieser Herr Schmid unser Schuljahr keineswegs. Er machte es uns sogar reichlich schwer, oft unnötig schwer. Er verlangte viel, wenigstens von uns „Humanisten“, und war nicht bloß streng und oft hart, sondern häufig auch sehr launisch; er konnte Anfälle von Jähzorn haben und wurde dann von uns allen, mich einbegriffen, richtig gefürchtet, so wie die junge Fischbrut in einem Weiher den jagenden Hecht fürchten mag. Nun, das hatte ich schon bei anderen Lehrern kennengelernt. Bei Schmid erlebte ich etwas Neues. Ich erlebte neben der Furcht die Ehrfurcht, ich erfuhr, daß man einen Menschen lieben und verehren kann, auch wenn man ihn gerade zum Gegner hat, auch wenn er launisch, ungerecht und furchtbar ist. Manchmal, wenn er seine finsternen Stunden hatte und aus dem hageren Gesicht unter den langen schwarzen Haaren hervor so leidend, schwer und böse blickte, mußte ich an den König Saul und seine Verfinsterungen denken. Aber dann genas er wieder, glättete sein Gesicht, malte griechische Buchstaben an die Wandtafel und sagte über die griechische Grammatik und Sprache Dinge, von denen ich fühlte, daß sie mehr als Schulmeisterkram waren. Ich verliebte mich sehr in das Griechische, obschon ich mich vor den Griechisch-Stunden fürchtete, und manche griechische Buchstaben wie das Ypsilon, das Psi, das Omega malte ich zuweilen ganz gebannt und besessen wie magische Zeichen in mein Heft.

Während dieses ersten Humanistenjahres wurde ich plötzlich krank. Es war eine Krankheit, die man meines Wissens heute nicht mehr kennt und schätzt und die damals von den Aerzten „Gliederweh“ genannt wurde. Ich bekam Lebertran zu schlucken und Salizyl, und die Knie wurden mir eine Zeitlang mit Ichthyol eingerieben. Ich genoß das Kranksein sehr, denn trotz allem Humanistenidealismus war ich doch allzusehr daran gewöhnt, die Schule zu hassen und zu fürchten, als daß ich eine halbwegs erträgliche Krankheit nicht als Gnadengeschenk und Erlösung empfunden hätte. Lange lag ich in meinem Bett, und da die Wand neben meinem Bett mit weißgestrichenem Holz bekleidet war, begann ich auf diese angenehme Fläche mit Wasserfarben zu malen, und malte in der Höhe meines Kopfes ein Gemälde an die Wand, das die sieben Schwaben darstellen sollte und von meinen Geschwistern sehr belacht wurde. Aber als die zweite und dritte Woche vergangen war und ich immer noch krank lag, da entstand die Sorge, ob ich, wenn das noch länger dauerte, im Griechischen nicht allzusehr zurückbleiben werde. Es wurde eine meiner Kameraden berufen, der mich über die Fortschritte der Klasse auf dem laufenden halten mußte, und da zeigte es sich, daß Herr Schmid mit den Humanisten inzwischen in der griechischen Grammatik eine bedenkliche Zahl von Kapiteln hinter sich gebracht hatte. Die mußte ich jetzt nachholen und kämpfte, angesichts der sieben Schwaben, manche Stunde einsam mit meiner Trägheit und mit den Hindernissen der griechischen Konjugation. Zuweilen half mir mein Vater, aber als ich wieder gesund war und aufstehen durfte, war ich doch stark

zurückgeblieben, und man fand es notwendig, daß ich einige Privatstunden bei Professor Schmid nehme. Er war bereit sie zu geben, und ich kam nun kurze Zeit hindurch jeden zweiten Tag in seine Wohnung, wo es düster und unfroh war und wo Schmid's bleiche, schweigsame Frau mit einem tödlichen Leiden kämpfte. Ich bekam sie selten zu sehen, sie starb bald darauf. Die Stunden in dieser bedrückenden Wohnung waren wie verzaubert, mit dem Ueberschreiten der Türschwelle trat ich in ein andres, unwirkliches, schauerliches Reich, fand den verehrten Weisen, den gefürchteten Tyrannen, wie ich ihn von der Schule her kannte, sonderbar und unheimlich verändert, begann den leidvollen Ausdruck seines mageren Gesichts ahnungsweise zu verstehen, litt für ihn, litt auch unter ihm, denn seine Stimmung war meistens sehr übel. Aber zweimal ging er mit mir spazieren, wandelte mit mir ins Freie, ohne Grammatik, ohne Griechisch, und auf diesen beiden kurzen Spaziergängen war er lieb und freundlich mit mir, ohne Sarkasmen, ohne Zornanfalle, fragte nach meinen Liebhabereien, nach meinen Zukunftsträumen, und von da an habe ich ihn geliebt, obwohl er, sobald ich wieder in seiner Schule saß, die Spaziergänge ganz und gar vergessen zu haben schien. Seine Frau wurde begraben, und ich erinnere mich, wie Schmid's charakteristische Gebärde, das Zurückstreichen des langen Haares aus der Stirn, damals häufiger und hastiger wurde. Als Lehrer war er damals recht schwierig, und ich glaube, daß ich der einzige seiner Schüler war, der ihn trotz seiner Härte und trotz seinen Unberechenbarkeiten liebhatte.

## Kleine Beiträge

### Sammelaktion 1942

Der Soldat erfüllt seine Pflicht mit der Waffe in der Hand. Der Bürger hinter der Front erfülle sie durch materielle Unterstützung der Aktion der Schweizerischen Nationalspende 1942!

**Aus Jugendskilager-Briefen.** Wohl viele Skigötti haben von den ihnen zugeteilten Buben aus dem schweizerischen Jugendskilager Briefe erhalten. Diese bekunden den Dank der Schützlinge für die Ermöglichung schöner Winterferien. Wir lassen hier Stellen aus einigen solchen Briefen folgen:

... Ich danke Dir viel tausendmal, daß ich eine ganze Winterferienwoche in unseren Bergen der Heimat verbringen durfte. Diese Woche ist nämlich für mich etwas Unvergeßliches. Ich bin nämlich noch nie irgendwo nur einige Tage in den Ferien gewesen. Soeben ist es für mich etwas Großartiges. Ich denke viel an Euch, daß es doch ein solch guter Götti gibt, der für die Schweizerbuben etwas Weniges stiftet. Ich gratuliere Ihnen

von Herzen. Ich hoffe, daß ich mit Euch in Verbindung treten kann. Vielen, vielen Dank.

\*

... Ich danke Ihnen für Ihre finanzielle Hilfe, durch die ich am Jugendskilager in Montana teilnehmen durfte. Mein Vater ist Chauffeur und die Mutter Wäscherin. In Montana gefällt es mir sehr gut. Unser Kantonsleiter ist ein freundlicher und lieblicher Begleiter. Schon auf der Reise von Luzern nach Montana schlossen wir gute Kameradschaft. In unserm Saal schlafen 20 Luzerner und 12 Graubündner.

\*

... Ich habe mich sehr gefreut auf dieses große Ereignis. Ich weiß, daß ich es Ihnen zu verdanken habe, daß ich am Jugendskilager teilnehmen kann. Wir haben es sehr schön hier in Montana. Das Panorama, welches wir ringsum sehen, ermahnt uns, wie wir im Besitz eines schönen Heimatlandes sind. Wir wollen bestrebt sein, unser Vaterland in Not und Gefahr zu verteidigen.

\*